

Vorwort

WALTRAUD HARTH-PETER

Der diesjährige Montessori-Kongreß in Wiesbaden hatte sich zum Thema gestellt, die „Frühkindliche Erziehung, gestern, heute und morgen“ zu beleuchten und dabei Maria Montessoris Beitrag zu würdigen.

Betrachtet man die Pädagogik Montessoris auch als ein Modell – besser eine Theorie – der frühkindlichen Erziehung, so ist es interessant herauszufinden, worauf sie ihr Hauptaugenmerk richtet: Steht allein das Kind und seine Besonderheit im Mittelpunkt ihrer Erziehungsgedanken, wie es der deutsche Titel „Kinder sind anders“, eines ihrer wohl bekanntesten Werke, vermuten läßt? Oder aber sieht sie das Kind als hoffnungsvollen Gestalter der Zukunft unserer Gesellschaft und damit seine Erziehung als eine soziale Tatsache, deren vornehmlichste Aufgabe es ist, die Herstellung eines für diese Gesellschaft nützlichen Bürgers zu bewerkstelligen, besonders dort, wo Montessori das Kind als „Messias“ oder als „Retter“ und „Erneuerer des Volkes“ bezeichnet?

Beide Akzente, der eine, der das Kind im Blick hat, von dem aus allein die Erziehung organisiert werden muß, und der andere, der die gesellschaftlichen Belange als die einzig die Erziehung leitenden zuläßt, sind nicht neu in den Überlegungen derjenigen, die sich im Alltag mit der Erziehung beschäftigen oder sich mit ihr auf reflexiver Ebene auseinander. Selbsttätigkeit und Freiheit des Kindes auf der einen Seite oder Fremdbestimmung und Unterwerfung unter gesellschaftliche Forderungen auf der anderen Seite sind in der Tat schon immer Gegenstand von Erziehungstheorien gewesen, schaut man dabei beispielsweise in die Schriften von Platon, Aristoteles, Comenius, Herbart, Rousseau, Pestalozzi, Fröbel oder Montessori. Freilich sind die Interpretation von Erziehung und das Bild vom Kinde eine jeweils andere.

Und gerade Montessori hat, als sie ihre Kampagne für das Kind um die Jahrhundertwende startete, nicht leichtfertig nur darauf hingewiesen, daß Kinder einfach „anders“ sind, sondern hat zugleich begründet, warum es notwendig ist, will man nicht allein dem Kind, sondern auch der gesamten Menschheit gerecht werden, auf das Kind zurückzugehen, das ihrer Ansicht nach die zwiefache Kraft in sich trägt, sowohl dasjenige unabdingbare Element einer Gesellschaft zu sein, das die bessere Zukunft dieser Gesellschaft gewährleistet, aber dem auch ein individueller Bauplan

innewohnt, der es ihm selbst ermöglicht, sein Leben nach eigenem Lebensentwurf zu gestalten.

Für jeden, der Kinder erzieht oder erzogen hat, ist es zweifelsfrei, daß Montessori recht hat, wenn sie behauptet, daß Kinder „anders“ sind, anders als die Erwachsenen, hat er doch erfahren, daß Kinder, wenn sie auf die Welt kommen, sprachlos sind, d.h. erst die Sprache der Erwachsenen lernen müssen; demgegenüber sind sie der Sprachgewalt gerade dieser Erwachsenen ausgesetzt, indem sie pausenlos mit Ge- und Verboten konfrontiert werden. Kinder sind bekanntermaßen hilflos und hilfebedürftig – zumindest in den ersten Jahren ihres Lebens –, d.h. sie müssen gepflegt und behütet werden; aber auch bereits da werden sie an den Lebensrhythmus der Erwachsenen angepaßt: Sie müssen zu bestimmten Zeiten essen, schlafen, wach sein und sich sogar „sinnvoll“ beschäftigen, haben doch die Erwachsenen das kindliche Spiel als eine wertvolle Entwicklungshilfe vor allem für die kognitive Entwicklung des Kindes entdeckt. Psychologie, Psychotherapie, Medizin und Sozialwissenschaften haben sie seit der Jahrhundertwende über die Lernfähigkeit, Kreativität, aber auch Plastizität und Formbarkeit des Kindes aufgeklärt und wissenschaftlich – so ist ihre Intention und zugleich Legitimation – nachgewiesen, wie sich Kinder – und vielleicht ist es besser, in diesem Zusammenhang generalisierend von der unbestimmten Masse der Kinder zu sprechen –, ihre Welt aneignen. Die starren Entwicklungstheorien wurden zwar von dynamischen Entwicklungsmodellen abgelöst; aber der Mediziner beispielsweise hat immer, nicht einmal heimlich, seine Checkliste in der Tasche, die er herauszieht, wenn es gilt, das Kind in das Soll seiner Alterstufe einzuordnen. Wehe den Eltern, wenn ihr Kind sich nicht standardisiert zeigt und listengetreu über einen genau festgelegten Sprachschatz verfügt. Aus dieser Liste geht jedoch nicht hervor, ob nur die aktive individuelle Sprechleistung, also das, was man positiv erkennen kann, überprüft werden soll, oder das Verständnis des Kindes für die symbolhaften Zeichen unseres Kommunikationsmittels mit einbezogen wird, das nicht ohne weiteres ablesbar ist und dem fremden, oberflächlichen Beobachter meist verborgen bleibt. Die Medien, die Spielzeugindustrie, der Kindergarten, die Schule und nicht zuletzt die eingeweihten Eltern haben ganz präzise Vorstellungen davon, welchen Materialien, Spielsachen und -arten sich das Kind aussetzen muß, um „gewinnbringend“ sein Dasein als Kind zu fristen. Gerade jene gesellschaftlichen Instanzen wie Kindergarten und Schule arbeiten Methoden und klügeln Lehrpläne aus, um die Kinder immer optimaler auf das „Leben“, d.h. vor allem auf den Beruf und die weitere Qualifizierung vorzubereiten, vermeintliche Mängel zu kompensieren oder gar die Freizeit der Kinder mit vielfältigen Angeboten

zu strukturieren. Es entsteht somit eine Rundum-Versorgung, ein engmaschiges Gebilde von Erwachsenenhand, das dazu beitragen soll, das Kind auf seinem Weg zum brauchbaren Erwachsenen-Bürger zu unterstützen. Dieses Netzwerk optimaler Versorgung ist so eng geknüpft, daß es dem einzelnen Kind schier unmöglich wird, unbeachtet durch dessen Maschen zu schlüpfen. Gelingt es ihm dennoch, eine brüchige Stelle zu entdecken und den Erwachsenen ein Schnippchen zu schlagen, wird es erst recht kontrolliert, argwöhnisch beobachtet, bearbeitet und zurechtgebogen. Denn besonders jetzt sehen die Erwachsenen das Kind anders als sie selber sind, die ja in ihrer eigenen Kindheit gelernt haben, sich anzupassen und, jetzt erwachsen, die Einsicht in die Notwendigkeit besitzen, nicht durch ungehöriges Verhalten auffallen zu dürfen. Die Andersheit des Kindes wird als störend empfunden, bis dahin, daß sogar Experten aufgesucht werden, die von sich behaupten, von Berufs wegen Ratschläge geben zu können, wie die „richtige“ Erziehung dieser Kinder auszusehen habe; und nicht selten stehen Eltern einer verwirrenden Fülle von Erziehungsmaßnahmen gegenüber, von denen sie auch noch überzeugt worden sind, daß sie sie, daheim, erfolgreich anwenden müssen. Kinder und ihre Eltern stehen damit in der Pflicht, sich einer erzieherisch-therapeutischen Gebrauchsanweisung zu unterwerfen, die dazu taugen soll, ein in aller Augen „normales“ Kind hervorzubringen, das zumindest nicht mehr den Makel der Auffälligkeit mit sich herumträgt.

Diesem erzieherischen „Herstellungsverfahren“ brauchbarer Kinder steht die Auffassung jener Pädagogen gegenüber, die Erziehung als einen Akt begreifen, der es dem Kind ermöglicht, „zu sich selbst zu kommen“, und die die Freiheit und Selbstgestaltung des Kindes höher einschätzen als die Notwendigkeit, die Erwartungen der Erwachsenen oder bestimmter gesellschaftlicher Instanzen zu erfüllen.

Ist es für Montessori einerseits unabdingbar, das Kind in seiner Eigentümlichkeit zu beobachten, seine Andersheit zu erkennen, um ihm zur rechten Zeit die rechte Umgebung anzubieten, die ihm zu *seiner* „Normalität“ verhelfen soll, so steht für sie außer Frage, daß der Erwachsene das Kind jedoch „nicht als abhängiges Geschöpf studieren“ soll, „sondern als unabhängiges, für sich selbst zu betrachtendes Wesen.“ (Maria Montessori, *Frieden und Erziehung*, Freiburg 1973, S. 13) Darüber hinaus muß der Erwachsene sich im klaren sein, daß das Kind sich zwangsläufig von Geburt an mit ihm auseinandersetzen *muß* und daß dieser „Kampf“ seine weitere Existenz prägt. Bezugnehmend auf Rousseau verweist sie darauf, daß die Natur will, „daß Kinder Kinder sind, ehe sie Menschen werden“ (vgl. Rousseau, *Emile*), und überträgt damit dem Erwachsenen die große Verantwortung, ihm sein Recht auf

dieses Kindsein zu wahren, denn die heutige Umgebung, und sie meint ihre damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse (!), sei immer ungeeigneter für das Kind, da sie sich „immer weiter von der Natur entfernt“. Dadurch sei die Macht der Erwachsenen deutlich größer geworden, das Kind zu beherrschen. Er, der Erwachsene, sei der irrigen Meinung, geradezu dazu berufen zu sein, sich als Vollstrecker jener gesellschaftlichen Institutionen zu betrachten, die die Anpassung und Fremdbestimmung des Kindes fordern, „um dem Kind die von der Gesellschaft gewünschte psychische Form zu verleihen.“ (Maria Montessori, ebd. S. 14)

Wenn Montessori davon spricht, daß Kinder anders sind, dann meint sie folglich nicht, daß sie einfach ein anderes Verhalten als die Erwachsenen zeigen oder noch unvollendete Erwachseneneneigenschaften besitzen, sondern sie unterstreicht mit Nachdruck, daß im Kind „vor allem ein eigenes und charakteristisches Leben“ vorhanden ist, „das seinen Sinn in sich selbst hat.“ (Maria Montessori, ebd., S. 15)

Nimmt man ihren Gedanken der immer undurchsichtiger und komplexer werdenden Umgebung des Kindes auf und stellt ihn den alarmierenden Aufrufen zeitgenössischer Pädagogen gegenüber, so scheinen die Probleme, denen Kinder ausgesetzt sind, nicht verschwunden zu sein. Diese Pädagogen bezeichnen die heutige Erwachsenenkultur nicht nur als kinderfeindlich, weil sie den Lebensraum des Kindes immer mehr einschränkt, verplant, sondern sie halten sie auch für so gestaltet, daß sie sogar von einem Verschwinden der Kinder zumindest aus dem öffentlichen Raum, wenn nicht aus dem Erwachsenenleben überhaupt sprechen. Gerade die Institutionen wie Kindergarten und Schule, die eigentlich im Namen des Kindes und für seine Selbstbestimmung von den Erwachsenen geschaffen worden sind, tragen dazu bei, das Kind vom gesellschaftlichen Leben abzuschirmen, da sie durch ihre straffe Organisation und ihre umfangreichen Stundenpläne eher zur Verinselung des Kindes als zur Freimachung seiner personalen Besonderheit führen. Freilich haben sich die Lebensbedingungen seit Montessoris Engagement für das Kind geändert: Montessoris Zorn über die ignoranten Erwachsenen, die das Dasein ihrer Kinder allenfalls als Übergangsstadium zum Erwachsensein begriffen haben, über die das Kind lähmende Atmosphäre in den damaligen Kindergärten, die den Charakter von Bewahranstalten und Kinderasylen hatten, über den in den Schulkasernen zur Passivität gezwungenen Schüler, über die für das Kind ungeeigneten Gegenstände der Erwachsenenwelt, mit denen es tagtäglich seine Mühe hat, sie richtig zu behandeln, geschweige denn zu begreifen.

Nicht zuletzt durch die Wissenschaften haben wir ein neues Verständnis für das Kind erhalten, aber ein grundlegendes Mißverständnis zwischen Erwachsenen und

Kind scheint nach wie vor vorhanden zu sein, so daß sich die alten Probleme auf neue verlagern konnten: „Kinder sind anders“ als Erwachsene, aber das heißt nicht, daß die Erwachsenen das Recht haben, aus ihnen ihre Ebenbilder zu formen, sondern daß sie ihm zugestehen müssen, sich selbst zu bilden. Energisch weist Montessori darauf hin, daß der Mensch schon vorgeburtlich nicht nur ein biologischer, sondern ein „geistiger Organismus“ ist und von der Zeugung an ein „aktives Seelenleben“ besitzt, das dem Embryo bereits erlaube, die Strukturen seiner Persönlichkeit zu entwickeln und seine Unabhängigkeit vom Erwachsenen zu entwerfen.

Ruft man sich die gegenwärtigen Probleme der Kindheit noch einmal ins Gedächtnis, so kann Montessoris Sicht des Kindes eine Lösung beinhalten; zumindest erscheint ihre Theorie der frühkindlichen Erziehung auch in unserer Zeit als ein Modell, über das sich nachzudenken lohnt.

Die neue Ausgabe unserer Zeitschrift beschäftigt sich mit der Bedeutung der frühkindlichen Erziehung bei Montessori in der Gegenwart und für die Zukunft und setzt sich mit der Sicht des Kindes auseinander. Die Zeitschrift beginnt mit einem Text von Maria Montessori über „Die Bildung des Menschen im Hinblick auf die Erneuerung der Welt“, dem der von Hildegard Holtstiege gehaltene Festvortrag des diesjährigen Montessori-Kongresses folgt über „Montessori-Pädagogik in der frühkindlichen Erziehung heute und morgen“. Rolf Göppels Beitrag arbeitet die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den großen Kinderforschern Maria Montessori und Jean Piaget heraus. Hildegart Lippert und Armin Müller legen einen Erfahrungsbericht über einen Montessori-Kurs mit heilpädagogischem Schwerpunkt vor. Der ehemalige Rektor einer Montessori-Schule und langjähriges Mitglied der Deutschen Montessori Gesellschaft, Karl Opitz, illustriert 40 Jahre Montessori-Pädagogik in Berlin. Die Beiträge werden von einer von Frithjof Grell verfaßten Rezension über Dieter Schnacks und Rainer Neutzlings Buch „Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit“ abgeschlossen.